

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338436](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338436)



Am Morgen des 22. Juni 1941

Aufnahmen: Bildstelle einer Inf.-Div. (6)

Zwei Tage von vielen

Erlebnisbericht vom Einsatz badischer Truppen im Osten von Lt. Leibig

Ruhetag nach den harten Kämpfen um Smolensk! Allenthalben flattern mehr oder weniger weiße Kommißklamotten im Spätsommerwind. Zwischen unseren Zelten herrscht geschäftiges Treiben. Waffen und Munition, Geräte und Fahrzeuge bedürfen einer gründlichen Überholung. Aber auch die Heimatfront kommt in ausführlichen Briefen auf ihre Rechnung. Nur an den Männern, die als Beobachter fortwährend den Himmel absuchen, und an den frisch ausgehobenen Splittergräben sehen wir, daß wir uns noch im Frontbereich befinden.

Mitten hinein in dieses Idyll platzt auf einmal der Befehl: „Kompanie sofort fertigmachen!“ — Verdammst nochmal, das fehlte gerade noch! Überall hörte man halblaute Soldatenflüche, aber was nützt das? Befehl ist Befehl! — Also wird die noch feuchte Wäsche verpackt, Fahrzeuge und Gerät verladen und der halbfertige Brief beiseite geschoben. Was ist da nun wieder los? Sollte etwa die feindliche Bomberstaffel daran schuld sein, die kurz zuvor ihren ganzen Segen in unserer Nähe abgeladen hat? Wohl kaum anzunehmen. Wegen dieser Genossen hauen wir schließlich noch lange nicht ab. — In der Besprechung beim Kompaniechef klärt sich alles: die vorne eingesetzte Infanterie-Division wird vom Gegner hart bedrängt und braucht dringend Unterstützung. Der Fall liegt demnach für uns klar: neuer Einsatz!

Ist ja schließlich auch egal, Hauptsache, daß die Lage geklärt wird. Zunächst als Regiments-Reserve vorgesehen, rückt unser Bataillon zuletzt ab.

Dann sind wir auf dem Marsch zur Front. Bombentrichter säumen an vielen Stellen den Weg. Stockungen von kürzerer oder längerer Dauer zeigen an, daß das Vorwärtskommen nicht ganz

einfach ist. Zu den Bombentrichtern gesellen sich bald die der Granaten. Schon hebt sich das Artilleriefeuer deutlich ab. Dazwischen bellen Maschinengewehre. Es kann also nicht mehr weit sein.

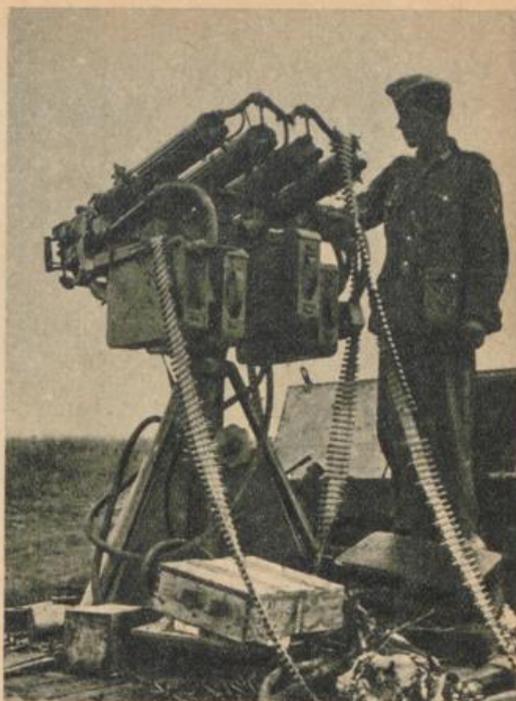
Eine langgezogene Bachmulde mit vielen Windungen nimmt uns auf. Halt! — Eine Kolonne schwerer motorisierter Artillerie kreuzt unseren Weg. Über uns kreist ein Fieseler Storch. Na, was ist denn da los? Zwei, drei Jäger brausen heran! — Ratas! Sie stürzen sich auf den Aufklärer. Armer Storch, denken wir. Der scheint sich überhaupt nicht um die Sowjets zu kümmern, — oder hat er sie noch nicht gesehen? — Ausgeschlossen! Auf 100 Meter sind die Jäger an ihn ran und beharken ihn mit allen Bordwaffen. Da stellt sich unser Storch auf die Nase und rast in einem tollen Sturzflug nach unten weg! — Getroffen?! durchzuckt es uns; aber wenige Meter über dem Boden fängt der Pilot seine Maschine auf und haut ab, ohne von den Ratas noch weiter belästigt zu werden. Wir lachen hell auf über den tadellos gelungenen Trick. Doch das Lachen bleibt uns fast im Halse stecken, als am Ende der Mulde zwei Bomber, begleitet von vier Jägern, auftauchen.

„Tief-fliegerangriff von vorn!“ Ich kann mich gerade noch überzeugen, daß die Fahrzeuge der Kompanie die vorschrittmäßigen Fliegerabstände haben. — Die ersten MG.-Garben der Jäger pfeifen über unsere Köpfe hinweg, aber auch unsere MG.-Schützen jagen ihnen die Leuchtpurgeschosse entgegen. Die Bomber haben ihre verderbenbringende Last ausgelöst! — Wo das hinhaut! — — — Aufschlag! — Jetzt müssen die Bomben krepieren! Dicht hinter einer Batterie sind sie in einen Kartoffelacker rein. — Nichts! — Blindgänger? Zeit-

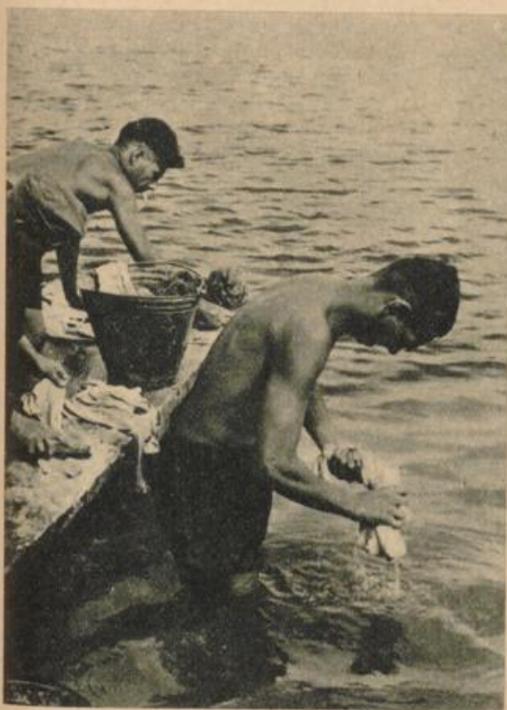
zürnder? — Da sind die Bomber und Jäger über uns! Keine 20 m! Ein Höllenkonzert! — Geschosse der 2-cm-Bordkanonen bohren sich tief in das Sumpfgas. Zum Greifen nahe leuchtet der Sowjetstern unter den Tragflächen. — Erst im Abflug können unsere Maschinengewehre die Flugzeuge wieder fassen. — Nach 2 Minuten ein ohrenbetäubender Krach. — — — Zwei Bomben sind krepirt, ohne jedoch Schaden anzurichten. Unsere Ausfälle sind denkbar gering; einige Leichtverwundete und ein paar Pferde hat es gekostet. — — „Marsch“. Es geht weiter. Auch das muß man einmal mitgemacht haben. — Bei Dunkelheit erreichen wir das Tagesziel. Müde wickeln wir uns in die Zeltbahn ein. Nur der Posten geht auf und ab.

Die aufgehende Sonne findet uns bereits wieder auf dem Marsch. Die Fahrzeuge sind zurückgeblieben. Wir tragen unser Gerät. — Ein großer, dichter Wald nimmt uns auf. Hier soll sich das Bataillon zur Verfügung des Regiments bereithalten. Maschinengewehre übernehmen den Luftschutz. — Eingraben! Man kann nie wissen, wofür es gut ist! — — — Tatsächlich streut die feindliche Artillerie kurz darauf den Wald ab. Sonst bleibt es ruhig.

Schon bricht die Dämmerung herein, da erreicht uns der Auftrag: „Bataillon schließt eine, zwischen den beiden eingesetzten Bataillonen entstandene Lücke! — Feindlage — — — ? Nun, man wird ja sehen! Ganz geheuer ist uns nicht bei der Sache. Kaum erreichen unsere ersten Teile den Waldrand,

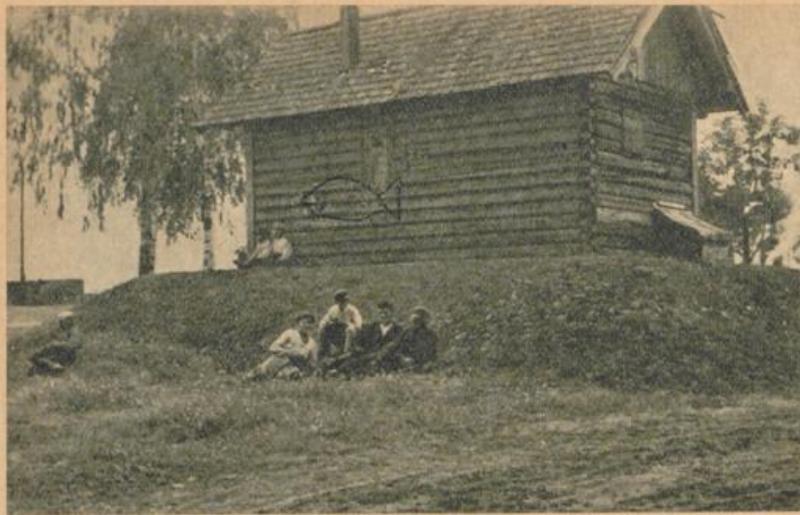


Russisches Vierlings-Maschinengewehr



Große Wäsche

als uns ein mörderisches Artilleriefeuer in Empfang nimmt. Die Burschen haben sich verflucht genau eingeschossen! — Aufschlag und Schrapnell, wie man's braucht! — Ein wirklich netter Empfang! In einem Sprung erreichen wir eine kleine Mulde, die uns wenigstens einigermaßen Schutz vor den Einschlägen bietet. — Eng an den Hang gepreßt, liegen die feldgrauen Gestalten, dicht hintereinander — jeder will noch einen Platz in der Mulde erhaschen! — Kurze Besprechung beim Bataillonsführer. — Dann geht es weiter, entlang der Mulde, an deren Ende ein Bach querläuft. Dahinter steigt das Gelände steil an zu einem Hochwald. — Vor dem Bach halten wir an. „Ist der Wald feindfrei?“ — Mitten in unsere Überlegungen hinein dringt von links ein für uns bisher unbekanntes Geräusch: Ketten rasseln — — — Panzer! — Den Hang hinauf und ein Blick über die freie Fläche bestätigt unsere Vermutung. Keine 200 m vor uns steht ein unheimlicher Brocken. Trotz der hereinbrechenden Dunkelheit hebt er sich noch gut vom Horizont ab. Es muß ein Geschützpanzer sein, mit mindestens 52 Tonnen! — Pak!? — Schön und gut, aber die kriegen wir nicht die Böschung rauf, — außerdem — — — wir denken das weitere gar nicht aus. Er hat gerade Front zu uns, als ob er uns schon erwartet hätte. Da — — — Ratsch-bumm! Ratsch-bumm! — — Der Kerl muß Lunte gerochen haben. Die Granaten fegen über uns weg! Runter von der Deckung! Kurze Besprechung: Verbindung zu den Nachbarn aufzunehmen erweist sich in dieser Lage als unmöglich. Es ist inzwischen dunkel geworden.



Das Divisionszeichen als Wegweiser

— Ob nur der eine Panzer in die Lücke eingedrungen ist, oder ob es die Infanterie des Gegners verstanden hat, die Lage auszunützen? — Das könnte hart werden. — „Das Bataillon bildet einen Igel!“ — Im Sprung setzen wir über den Bach. Da jagt uns der Panzer schon wieder seine Granaten nach. Auch die feindliche Artillerie hat sich eingeschaltet. Glücklicherweise erreichen wir den Hochwald. Rasch ist der Igel gebildet. — Äußerste Ruhe! Höchste Aufmerksamkeit! Kennwort: „— — — —“. Eingraben! Aber die knorrigen Wurzeln lassen uns kaum tiefer kommen. — Im Hintergrund stehen zwei schwere Maschinengewehre und eine Pak auf der Lauer. — Das Artilleriefeuer ebbt ab. Nur der Geschützpanzer gibt noch keine Ruhe. Deutlich hören wir, wie er immer wieder anfährt, schaltet, vorwärts — — rückwärts, dann steht er wieder still. — — — Ratsch! Bumm! Abschluß und Einschlag unmittelbar hintereinander. Unwillkürlich pressen wir uns enger an den feuchten, modernsten Waldboden. Dann beginnt er sein Spiel von neuem: Anfahren — schalten —. Er scheint sich in der Lücke recht wohl zu fühlen. An der ganzen Front steigen Leuchtkugeln auf und zeigen uns den Verlauf der vorderen Linie. Viele Bögen sind darin. Nur vor uns, in einem bestimmten Abschnitt, bleibt es im-

mer dunkel — — — die Lücke! — — — Eigentlich sollte man schlafen, denn der nächste Tag fordert wieder unsere ganze Kraft, und doch ein unheimliches Gefühl läßt uns nur in einen Halbschlaf fallen.

Es mag gegen halb elf Uhr sein — — — war da nicht ein Knistern, wie wenn man trockene Zweige zertritt? — — Es kann auch der Posten sein. — — Jetzt wieder! — — Leise gehen wir in Stellung, entsichern unsere Waffen. — Da, ein vielstimmiger Schrei: „Urräh! Urräh!“ — Wenn nur unsere Ma-

schinengewehre — — —! Ich brauche die Befürchtung nicht aussprechen. Noch ist der Schrei nicht verklungen, da hämmern unsere schweren Maschinengewehre los, übertönen das Abwehrfeuer der anderen Waffen. Dazwischen detonieren Handgranaten. — Da kommen einzelne Gestalten den Hang heraufgestürzt! Eigene Leute? Nein. Ein paar Feuerstöße aus der Maschinepistole — — — die Bolschewisten brechen zusammen! — — Unser Igel hat gehalten! So leicht sollen sie nicht durchkommen, die Herren Bolschewiki! — Ob sie es noch einmal wagen in dieser Nacht? Stur genug sind sie ja dazu! — Ganz vorsichtig zünde ich eine Zigarette an — genieße sie Zug um Zug. — Bald nach Mitternacht werden wir nochmals



An der Straße der Vernichtung

aufgeschreckt. — Diesmal griffen sie von der jenseitigen kahlen Höhe aus an, aber ohne „Urräh“. Sie scheinen aus dem vorhergehenden Angriff eine Lehre gezogen zu haben. — Deutlich heben sich ihre Gestalten vom nachklaren Himmel ab. 20 bis 30 mögen es sein. Da setzt auch schon schlagartig unser Abwehrfeuer ein. Auch dieser Angriff wird im Keim erstickt. — Wenige Schritte vor dem einen schweren Maschinengewehr lag ein Sowjetfeind, der sich erst nach 6 Stunden bemerkbar machte. „Kommissär! Kommissär!“ winselte er, um uns seine Angst, vom Kommissar doch noch geschnappt zu werden, zu verdeutlichen. Er ist nur leicht verwundet, aber unter sich hatte er noch seinen Ka-



Gefangenenzug

rabiner liegen und in seiner Rechten hatte er noch mehrere Handgranaten! —

Ein neuer Tag mit neuen Kämpfen brach an.

Kameradschaft zwischen Himmel und Erde

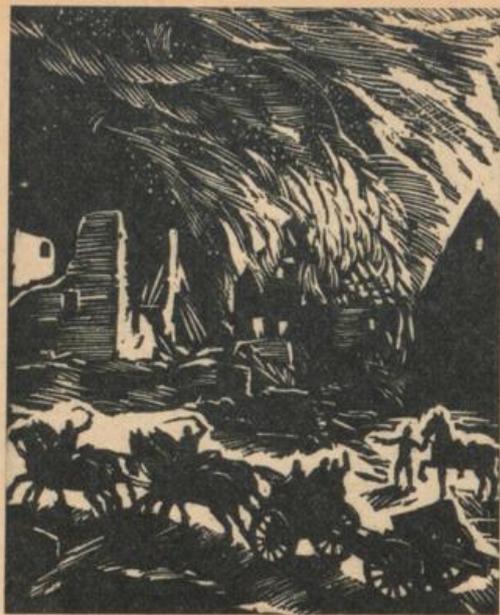
Aufklärer rettet eingeschlossenen Spähtrupp

Von Kriegsberichterstatter F. Moraller

PK. Es war rein zum Verzweifeln! Das einzige, was der kleine Spähtrupp noch mit Sicherheit wußte, war, daß er sich etwa dreißig Kilometer von seiner Einheit, der Radfahrswadron bei einer ostpreussischen Aufklärungsabteilung, entfernt befand. Die Karte, die der Feldwebel dabei hatte, stimmte einmal wieder vorne und hinten nicht, und nach welcher Richtung man auch vorfühlte, überall stieß man auf bolschewistische Horden. Dabei waren die Erkundungsergebnisse des Unternehmens außerordentlich wertvoll und sollten der Führung so schnell wie möglich zur Kenntnis gebracht werden. Aber wie? Die Pfade, auf denen man sich hier hereingeschlichen hat, sind verlegt, es gibt keinen Ausweg mehr und kein Zurück. Wie die Maus in der Falle sitzt der kleine Trupp mit seinen Fahrrädern, abgeschnitten, mitten zwischen den Bolschewisten; ein Wunder, daß sie noch nicht entdeckt sind. Aber das ist jetzt auch nur noch eine Frage der Zeit. Ist das das Ende? — Sie wollens's nicht glauben, aber sie sehen selbst keinen Weg zur Rettung mehr. Ein paar Kameraden sind noch unterwegs nach Süden, aber sie wissen schon, auch dort kann es kein Durchkommen mehr geben, seit die Sowjets überraschend

solche Truppenmassen in den engen Raum geworfen haben. Freilich, irgendwo müßte es doch noch eine Lücke geben, durch die man hinausschlüpfen könnte, aber wie sollte man sie finden? Ob nicht die Kameraden — aber nein, die wissen ja gar nicht, wo sie sind, und zudem sind sie viel zu schwach, um sie gewaltsam herauszuholen. Immer ernster sind die Gesichter in den letzten Stunden geworden, kaum ein Wort haben sie miteinander gewechselt; jeder ist innerlich mit dem Schicksal beschäftigt, das sich immer drohender zusammenzieht. Alles Brüten aber mündet jetzt nur noch in einen harten Entschluß aus: lebendig bekommen sie uns nicht. —

Auf einmal ist ein leiser Ton in der Luft, schwillt langsam an: Motorengeräusch. Und da sehen sie auch bereits die vertrauten Konturen eines Hentschel-Aufklärers von Südwesten herankommen. Wenn er die Richtung beibehält, muß er gerade über sie hinwegfliegen. Neue Hoffnung beseelt die Männer, aber gleich stürzt sie wieder zusammen, denn was kann ihnen der Aufklärer schon helfen! Er kann hinten höchstens berichten, daß er da und da einen abgeschnittenen Spähtrupp gesehen habe,



Brennendes Dorf
Holzschnitt von Rudolf Riege, Bavaria

dann wissen die Kameraden wenigstens ungefähr, wo sie ihr Ende gefunden haben. Ja, wenn man auch so einfach drüber wegfliegen könnte — Nun ist die Maschine heran. Sie winken unten, was sie winken können. Er muß sie doch sehen? Aber nein, geradlinig, setzt die Maschine ihren Kurs fort. Aber da — geht sie nicht in die Kurve? — Richtig, sie wendet, sie kommt zurück, geht zugleich ganz tief herunter. Er hat sie entdeckt. Und wieder winken sie aus Leibeskräften. Sie wissen ja nicht, ob dies nicht ihr letzter Gruß an die Kameraden, an die Heimat, an Deutschland ist. Sie wissen ja nicht, ob ihnen nicht jetzt schon von irgendwoher haßerfüllte Augen zusehen, wie sie da im offenen Gelände herumtoben und einem Flugzeug zuwinken. Wichtiger aber ist ihnen jetzt, daß sich oben eine Gestalt über die Bordwand der Maschine beugt und ihnen zuwinkt. Jetzt fühlen sie sich doch nicht mehr so ganz allein und verlassen, ein Kamerad hat sie gesehen und wird melden, in welcher Lage er sie gefunden hat. Neue Hoffnung und neuer Wille ist in dem verlorenen Häuflein erwacht; wenn die nach Süden geschickten Kameraden zurück sind, dann wollen sie doch noch ein-

mal einen Versuch machen, irgendwo durchzukommen.

Längst ist der Aufklärer irgendwo hinterm Wald verschwunden, als die abgeschickten Männer wieder zu ihnen stoßen. Ergebnislos. Auch dort wimmelt es bereits von Bolschewisten. Nun wollen sie sich gerade zum letzten Versuch aufmachen, ergreifen ihre Fahrräder und wollen sich aufschwingen, da hören sie erneut Motorenlärm. Und schon sehen sie, daß es wieder die Henschel von vorhin ist. Sie scheint sie zu suchen, denn diesmal kommt sie noch tiefer herunter und kreuzt über Busch und Wiesen, bis sie die eifrig winkenden Männer entdeckt hat. Ob sie ihnen eine Nachricht abwerfen will? Aber was ist das? Jäh setzt das Knattern des Motors aus und jetzt schwebt die Maschine auf die Wiese drüben zu, als ob sie landen wollte. Hier landen? Gewiß, die Wiese ist flach, doch sie hat ihre Tücken. Aber ist vielleicht der Motor nicht mehr intakt, muß sie notlanden? Nein, eben, als es scheint, daß sie aufsetzen wolle, springt der Motor wieder mit vollen Touren an, sie startet durch und zieht in weiter Kurve ab. Aber wieder kommt sie zurück, wieder erstirbt das dröhnende Lied des Motors, und jetzt setzt sie tatsächlich auf, holpert über die Wiese und bleibt schließlich mit langsam sich drehendem Propeller nicht weit von ihnen stehen. Als sich der Beobachter aufrichtet, um ihnen zuzuwinken, da sind der Wachtmeister und der Unteroffizier bereits mit langen Sprüngen unterwegs, um die Ursache dieser seltsamen und gefährlichen Landung mitten zwischen den Bolschewisten festzustellen.

Was sie erfahren, das erscheint ihnen fast unglaublich. Die Besatzung des Aufklärers hatte beim ersten Überfliegen des Spähtrupps sofort erkannt, daß dieser von allen Seiten von den Sowjets umschlossen war und keine Aussicht mehr hatte, zurückzukehren. Daraufhin war er sofort weitergeflogen, um eine Lücke zu suchen, durch die die Kameraden noch durchschlüpfen konnten, und tatsächlich war ihm das auch mit erheblicher Mühe und unter starkem Erdbeschuß gelungen. Und jetzt war er zurückgekehrt und hatte sogar die gefährliche Landung riskiert, um den Abgeschnittenen den Weg aus ihrer hoffnungslosen Lage zu zeigen. Genau zeichnete der Beobachter die Route auf der Karte des Wachtmeisters ein; es war ein weiter Weg, denn sie mußten einen großen Haken nach Südosten schlagen, aber es war der einzige Weg in die Freiheit.

DIE KÜHNHEIT IST VOM TROSSKNECHT BIS ZUM
FELDHERRN HINAUF DIE EDELSTE TUGEND, DER RECHTE STAHL,
DER DER WAFFE IHRE SCHÄRFE UND IHREN GLANZ GIBT.

CLAUSEWITZ

Es wurden dann nicht mehr viel Worte gewechselt zwischen den Fliegern und den Soldaten des Spähtrupps. Aber ein Blick und ein Händedruck sagten mehr, als Worte in diesem Augenblick hätten sagen können. Dann drehten sie die Maschine herum, der Motor heulte auf, und mit heißen Augen sah ein kleines, verlorenes Häuflein deutscher Soldaten einem rasch entschwindenden deutschen Flugzeug nach. Sie hatten in höchster Not und Hoffnungslosigkeit etwas erlebt, was stärker ist als alle Gefahr: deutsche Soldatenkameradschaft, Kameradschaft zwischen Himmel und Erde.

Der Rest ist schnell erzählt, wenn er auch nicht leicht zu vollbringen war. Erst am nächsten Tage kehrte der kleine Trupp nach mancherlei gefährlichen Zwischenfällen, aber mit wertvollsten Aufklärungsergebnissen zu seiner Einheit zurück. 110

Kilometer hatten sie insgesamt zurückgelegt, eine unerhörte physische Leistung; aber die Hoffnung auf Rettung hatte die Erschöpfung des Körpers bis zuletzt zu besiegen vermocht. Dann allerdings, als sie sich glücklich und stolz zurückgemeldet hatten, verlangte auch die Natur ihr Recht, und wie sie gingen und standen, fielen sie in einen Schlaf, aus dem sie nicht so bald wieder aufwachten. Danach aber lag alles hinter ihnen, wie ein schwerer Traum, und nur eines blieb ihnen unvergesslich: wenn eine Henschel über sie wegfliegt, dann denken sie an ihr Erlebnis drüben am Dwinje-See, und warm empfinden sie in harten Soldatenherzen den Dank für jene Kameraden der Luftwaffe, die ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, um einen kleinen, verlorenen Spähtrupp zu retten.

Das sind Kerle!

Von Feldwebel Brandt

Je kleiner die Schar, je härter der Kampf, desto stärker ist das Zusammengehörigkeitsgefühl der Männer, die vorne am Feind stehen. Der einfache Mann wächst plötzlich über sich hinaus und gibt uns ein Vorbild kämpferischen Geistes.

Der Ort? Ein stolzes Wort, ein Ruhmesblatt in der Geschichte unseres Schwarzwald-Bataillons! — Gefreiter A. erhält mitten im heftigsten Abwehrkampf einen Schuß. Er wird verbunden und vom Zugführer zum Verbandplatz geschafft. Da steigen dem Mann die Tränen in die Augen und voller Wut sagt er: „Ich gehe nicht zurück. Jetzt kann ich euch dort nicht allein lassen. Gebt mir ein Gewehr, ich will schießen!“ Er ist schwer geknickt, als er trotzdem gehen muß.

Punkt 34,3 an der Rollbahn ist soeben von unserem Bataillon genommen worden. Die Abenddämmerung senkt ihre Schatten über das Schlachtfeld, das heute wieder manchen aus unseren Reihen gerissen hat. Die Gewehre sind zur Abwehr aufgebaut. Die Lage ist noch nicht sauber. Vor uns auf der Rollbahn tauchen immer wieder verirrte Bolschewiken auf, die manchmal bis auf 20 m vor unseren Gewehrmündungen herumstolpern. Mitten im Essen hält der Schütze 1 inne, das restliche Stück Brot zwischen den Zähnen haltend, legt er sich hinter seine Spritze und jagt denen 50 Schuß dazwischen. Aufschreie, Stöhnen und Rufen! — Dann ist die Rollbahn wieder frei. Nur ein paar dunkle Schatten auf der Straße, doch die regen sich nicht mehr. „Nicht mal in Ruhe essen kann man“, meint der Schütze 1 mit vollem Mund und ißt weiter.

Eine Viertelstunde später. Wir machen die Verlustmeldung des Tages. Da krachen Schüsse und Handgranaten an der Rollbahn. Dann wieder Ruhe. Gefr. St. kommt angehinkt. „Ich habe eine im

Oberschenkel“, sagt er trocken. „Verflucht, wieder einer der besten Leute“, brummt der Zugführer. „Keine Angst“, sagt St., „ich bleibe hier, ich kann doch die beiden Neuen heute nacht nicht allein am Gewehr lassen.“ Erst als er in den Morgenstunden noch einen Brustschuß bekommt, müssen wir ihn zurückschaffen.

So wie sie kämpfen, verstehen sie auch zu sterben. — — Gefr. M., ein ruhiger, zuverlässiger Mann, tut selbstverständlich und bescheiden seine Pflicht, bei allen Kameraden und Vorgesetzten wegen seines freundlichen und immer bereiten Wesens beliebt. Er ist verheiratet und hat zwei kleine Mädchlein, an denen er sehr hängt. Zwei Tag später. Sowjet-Panzer mit aufgefressener Infanterie versuchen bei uns durchzubrechen. Gefr. M. schießt am s.Gr. Werfer Sperrfeuer, als ihn eine feindliche Kugel trifft. Ich habe noch nie einen so gefaßt sterben sehen wie den Gefreiten M. Ruhig, wie er immer war, gibt er uns die Hand und sagt: „Lebt wohl, grüßt meine Mutter, meine Frau und Kinder!“ spricht's und ist tot. Nur einen ganz kurzen Augenblick hatten wir alles um uns vergessen. Wir denken nicht an die Panzer, die vor und hinter uns mit ihren Rohren drohen, vergessen, daß im Straßengraben vor uns abgesprungene Bolschewiken ihre Gewehre auf uns richten. Alle sind wir ergriffen von der feierlichen Ruhe und Gefaßtheit, mit der unser Kamerad von uns und dem Leben Abschied nimmt. „Weiter feuern!“ brüllt ungeduldig der Gruppenführer rauh in die stille Andacht. Er hat von der ganzen Sache nichts bemerkt auf seiner B-Stelle. Alles zuckt zusammen und ist mit einem Schlag wieder in die Wirklichkeit versetzt. „5 Schuß abgefeuert“, meldet der Werferführer. Der Kampf geht weiter.

Männer ohne Furcht und Tadel

Major Hermann Graf

Dieser erfolgreichste Jagdflieger der Welt stammt aus Engen im Hegau. Am 9. Oktober 1942



Aufn.: Str. N. N. - Amann

überreichte der Führer diesem durch 202 Luftsiege ausgezeichneten Sohn des Oberrheins als 5. deutschen Soldaten die Brillanten. Voller Fliegerleidenschaft hatte schon der Junge Flugzeugmodelle gebaut, verbrachte der junge Gemeindebeamte seinen Urlaub in Segelfluggkursen, trieb der sportbegeisterte heute erst 30jährige Kampfflieger, der bis 1939 in Engen Politischer Leiter war, die Kurve seiner Erfolge steil empor. Nach einer motorfliegerischen Ausbildung in Karlsruhe hatte der als Fluglehrer in Meersburg und Rumänien bewährte Kampfflieger im Westfeldzug, auf dem Balkan und über Kreta nur Pech, bis dann im Raum von Kiew, am Terek und über Stalingrad der Stern seiner strahlenden Erfolge aufging, so daß er im Februar 1942 nach 45 Luftsiegen das Ritterkreuz erhielt und heute an der Spitze unserer Fliegerhelden steht.

Generalmajor Hans Traut

In Saargemünd 1895 geboren und in Zabern aufgewachsen, wurde dieser Soldat ein leuchtendes Vorbild hervorragender Tapferkeit und unerschütterlicher deutscher Haltung. Schon der Freiwillige des Weltkrieges erhielt nach seiner Feuertaufe vor Langemarck das EK. II und für tapfere Haltung vor Verdun das EK. I. Der junge Leutnant nahm später an den Freikorpskämpfen gegen polnischen Terror in Schlesien teil, während Generalmajor Traut nach glänzender Bewährung im Polenfeldzug für die kühne Erstürmung des für die Franzosen wichtigen Vesoul an der Spitze seines Bataillons im Westfeldzug das Ritterkreuz erhielt. Nach mehrfacher glänzender Bewährung im Osten wurde dem zum Regimentskommandeur beförderten Offizier für wiederholt bewiesene Tapfer-



Aufn.: Str. N. N. - Amann

keit und rücksichtslosen persönlichen Einsatz vom Führer als 67. deutschen Soldaten im Januar 1942 das Eichenlaub verliehen.

Oberst Karl Wilhelm Specht

An der Spitze eines Infanterieregiments zog dieser aktive, in vielen Schlachten des Weltkrie-



Aufn.: Hoffmann

ges gehärtete Soldat im Herbst 1937 in Heidelberg und Mannheim ein. Bereits im Westfeldzug lieferte er zahlreiche Proben von vorbildlicher Tapferkeit, erzwang später im Osten durch persönlichen Einsatz und große Entschlußkraft eine günstige Ausgangsstellung für den Angriff seiner Division auf Rehta und stand in den Schlachten von Gommel, Kiew und Briansk als ein Vorbild an Tapferkeit und Mut an der Spitze seiner Soldaten. Der im September 1941 mit dem Ritterkreuz und Anfang 1942 mit dem Eichenlaub ausgezeichnete, mehrfach verwundete Offizier ist zur Zeit Kommandeur einer Infanterieschule.

Hauptmann Franz Eckert

Von der Mitbegründung des NS-Fliegersturmes in Baden-Baden, wo er 1912 geboren wurde, über seine hervorragenden Leistungen als Fluglehrer und seine Erfolge bei Kunstflügen in Nürnberg bei den Reichsparteitagen bis zu seiner glänzenden soldatischen Bewährung als Staffelpolitän im Kampf gegen Polen, Frankreich, Belgien und England verlief die Erfolgskurve dieses

Beillanten- und Eichenlaubträger vom Oberrhein

ungen, mehrfach preisgekrönten Fliegers in stetigem Anstieg. Nach seiner Auszeichnung mit dem EK. II in Polen, mit dem EK. I am Kanal, errang dieser seit 1935 aktive Offizier im Einsatz gegen die Sowjets solche Erfolge, daß er im September 1941 das Ritterkreuz und nach dem 100. Abschluß im April 1942 das



Aufn.: Presse-Hoffmann

Eichenlaub erhielt. Vom Feindflug an der Wolchowfront kehrte er nicht zurück.

Hauptmann Wolf Dieter Huy

Dieser 1917 in Freiburg geborene Jagdflieger, der lange die HJ. in Gengenbach führte, ging nach seinem Abitur zur Marine und machte nach einer umfassenden Ausbildung noch nicht 20jährig 1936 die Weltfahrt des Kreuzers „Karlsruhe“ mit. Nach seinem Überwechseln zur Jagdfliegerei kam er auf der Westernplatte, in Polen, Norwegen, Frankreich und auf dem Balkan zum Einsatz, machte sich im Ostfeldzug in der Ukraine und auf der Krim verdient und wurde bei Kertsch verwundet. Nach der Versenkung feindlicher Schiffe bei Kreta erhielt er im August 1941 das Ritterkreuz und im März 1942 nach seinem 38.



Aufn.: Presse-Hoffmann

Jagdfliegerabschluß das Eichenlaub.

Hauptmann Heinrich Schweickardt

Als dieser 1914 in Heidelberg als Landwirtssohn geborene Flieger im Februar 1942 das Ritterkreuz erhielt, bekam er die hohe Auszeichnung für allgemeine Tapferkeit vor dem Feind. Seit Kriegsbeginn hatte er, der sich nach dem Abitur freiwillig zur Luftwaffe meldete, in einem Sturzkampfgeschwader viele Proben von Mut und Entschlossenheit



Aufn.: Presse-Hoffmann

geliefert, so daß er in Polen das EK. II und später in Frankreich das EK. I erhielt. An der Spitze seines Geschwaders fügte er in pausenlosem Einsatz sowjetischen Panzern und Nachschub schwere Schläge von entscheidender Bedeutung zu. Für seine beispielhafte Tapferkeit, die er auch im Angriff gegen den Transportverkehr bewies, erhielt er im Februar 1942 das Ritterkreuz und im Oktober das Eichenlaub.

Oberleutnant Günther Rall

Als 134. deutscher Soldat erhielt dieser 1918 als Sohn eines Kaufmannes in Gaggenau geborene Jagdflieger im Oktober 1942 nach seinem 100. Abschluß das Eichen-



PX.-Aufn.: Kriegsberichtler Jütte (Sch.)

laub, nachdem er gerade erst im September das Ritterkreuz bekommen hatte. Mit dem Reifezeugnis der nationalpolitischen Erziehungsanstalt in Backnang trat dieser junge Offizier im Dezember 1936 als Fahnenjunker in das Infanterieregiment 13 ein und kam als Oberfähnrich zur Luftwaffe, wo er durch heldenhaften Einsatz seine hohen Auszeichnungen errang.

Abschluß der Aufstellung
Anfang November 1942

FELDPOSTBRIEF

Von Lotte Kary, Karlsruhe

Hier sitz ich Liebster, schreib dir aus der Heimat
den Brief, der dir versprochen und der dir sagen soll,
daß ich in Treue dein gedenke.

Leis sinkt die Dämmerung schon auf die Fluren,
bald wird es Nacht sein. —

Eine Frühlingsnacht wie damals, als wir uns erstmals küßten
heimlich, scheu und zart.

Der Kuckuck neckt mit seinem losen Ruf mich während meines Sinnens,
als wollt' er mich erinnern jenes Abends,
da wir, zwei Kindern gleich, den Spötter in den Zweigen suchten,
und er entfloh, kaum daß wir sein Gefieder durch der Blätter
Grün entdeckten.

Doch das ist lange her.

Fast scheint mir manchmal, ich hätte nur geträumt,
daß ich an deiner Seite seelig und voll bangen Abnens
des Kommenden, das uns're Seelen band, geschritten. —

Du weilst nun fern!

Für uns're heil'ge Heimat kämpfst du in fremden Ländern
während ich hier warte

und zu dem Höchsten fleh', daß er dein teures Leben schone.

Und sollt's nicht sein, nun denn, so will ich tapfer sein,
doch trau' ich, daß du mir wiederkehrst in alter Liebe.

Wie es auch werde, stets gedenk ich dein,
ob du im Kampfgewühl, ob du in Ruhe.

Wohl keine Stunde schlägt, da ich nicht deinen Namen nenne
im Herzen tief.

Klingt nicht zu dir das leise Rufen deiner Liebsten aus der Heimat?

Sie will getreulich ihre Pflicht erfüllen,

mit tausend andern Frauen stillen Sieg erkämpfen,

und so als treue Kampfgefährtin dir zur Seite einst

das Leben zwingen um der Kinder und des Volkes Zukunft willen,
getreulich auf dem Platz, den uns das Schicksal gab. —

Um mich ist Ruhe und die Dunkelheit

umbüllet schleierart die heimatliche Flur.

Ein Sternlein schimmert einsam mir mit blassem Licht
aus unwahrscheinlich fernem Weltenraum, es möge dir,

der du jetzt schlafen wirst, auf bartem Lager,

von deiner liebsten Frau den Treuegruß bestellen und dir erzählen,
daß sie dich erwartet in der Heimat!



Der Gauleiter bei elsässischen Bauern

Mit Gauleiter Robert Wagner zog die neue Ordnung im Elsaß ein. Auch im zweiten Jahre wurde von ihm und seinen Hoheitsträgern die im ersten Jahre schon so erfolgreiche Aufbauarbeit zu neuen Erfolgen geführt. In zahllosen Kundgebungen und Appellen gingen der Gauleiter und seine Hoheitsträger unter das elsässische Volk, riefen es vor allem auf den über das ganze Land verteilten Kreistagen auf und fanden bei den Aufrechten überall begeisterten Widerhall.

Aufn.: Str. N. N. - Amann

Die Aufrechten sehen das Reich

Von Ernst Dietmeier, Straßburg

Anfangs war es nicht schwer, sie auseinander zu halten, den Einheimischen und denjenigen, welcher über den Rhein herübergekommen ist, auch wenn sie beide Zivil trugen. Man brauchte nur auf den Rockaufschlag zu schauen: Der mit dem Parteiabzeichen war sicher ein Reichsdeutscher und der ohne ein Elsässer. Das ist jetzt anders. 1942 gab es schon Zehntausende elsässische Parteigenossen. Und wenn man heute einem Mann begegnet, der auch noch ein Ordensbändchen im Knopfloch trägt und durch seine ganze Haltung, und mag er auch ein Siebziger sein, auf den ersten Blick zu erkennen gibt, daß er „bei den Preußen gedient“ hat, dann ist der Unterschied noch viel schwerer zu finden.

Das wird auch immer nebensächlicher in einem Land, das noch nie etwas anderes als ein deutsches Land gewesen ist. Oder möchte jemand ernstlich behaupten, daß es erst deutsch „gemacht“ worden ist, als nach dem Abzug der Franzosen 1940 die welschen Straßen- und Reklameschilder abmontiert

wurden? So wenig wie einer, der einmal in einem Theaterstück als Mohr mittun mußte und schwarz angestrichen wurde, erst wieder zu einem Angehörigen der weißen Rasse erklärt zu werden braucht. So ein Theaterstück war die Einverleibung Elsaß-Lothringens durch Frankreich. Schaut nur einmal den Elsässern an einem Festtag zu: Sie marschieren, singen und feiern, von örtlichen Eigentümlichkeiten, wie sie auch drüben im Reich bestehen und auch noch gepflegt werden, abgesehen, genau so wie ihre Stammesbrüder überm Rhein.

Und lassen wir erst einmal zehn, zwanzig Jahre ins Land gehen! Es gibt zwar immer noch Leute, die mit der Zeit nicht recht mitkommen, denen die Bleigewichte der politischen Vergangenheit am Bein hängen, es wird ihnen ähnlich gehen wie auch seinerzeit vielen im Reich drüben nach 1933, die gemeint haben: Mit diesen Nazis will ich in meinem Leben nichts zu tun haben. Sie haben sich längst umgestellt, die haben selber nicht gemerkt, wie es zugegangen ist, ohne Gesinnungsakrobatik, ganz einfach darum, weil der Strom der Zeit sie erfaßt hat.



Im Zuge des Aufbaues der Partei im Elsaß wurden im Jahre 1942 den Ortsgruppen der NSDAP. im ganzen elsässischen Land die Hoheitsfahnen verliehen. Im Zeichen dieses Symbols marschieren bereits viele Tausende der Besten für das neue Deutschland

Aufn.: Str. N. N. Amann

Die neue Führung im Land links des Oberrheins hat sich in ihrer maßvollen Politik auch nicht von ihrem geraden Weg abbringen lassen, weil da ein paar Leute von gestern am Rande standen und schiefe Mäuler gezogen haben. Sie hat sich ebensowenig aus dem Konzept bringen lassen, wenn viele immer wieder mit der Frage kamen: Ja, sagt uns endlich, was wird denn nun eigentlich? In unseren Pässen stehen wir immer noch als französischer Staatsbürger eingetragen. Sind wir jetzt noch Franzosen oder sind wir Reichsdeutsche oder Elsässer?

Diesen Ungeduldigen ist in der Zwischenzeit klar geworden, daß die Frage der Staatsangehörigkeit dieses Mal ganz anders entschieden wird als 1918. Damals haben sie eines Morgens in der Zeitung gelesen, daß sie Franzosen geworden seien. Man hatte sie freilich nicht erst nach ihrem Willen gefragt. Die deutsche Staatsangehörigkeit wird heutzutage auch nicht mehr so billig verschenkt, wie man es früher getan hat, wo irgendein hergelaufener Veitel Itzig aus Ostrolenka für ein paar lumpige Inflationszettel sich die deutsche Reichsbürgerschaft einhandeln konnte wie ein paar abgetragene Hosenträger, um ebenso billig und schnell ins amerikanische Judenparadies hinüberzuwechseln.

Nein, wer heute deutscher Staatsangehöriger werden will, muß sich dessen erst würdig zeigen durch Haltung und Bewährung. Ob er sie erweisen will, das muß jeder mit sich selber ausmachen. Dies ist wirkliches Selbstbestimmungsrecht und keine hohle Phrase, wie sie der halbirte Utopist im Weißen Haus von Washington zu verstehen pflegt.

Die ersten Elsässer, die wieder deutsche Staatsangehörige geworden sind, waren diejenigen, die für ihre deutsche Gesinnung in französischen Kerkern und Konzentrationslagern gelitten haben. Dann folgten die Träger höchster Weltkriegsauszeichnungen, deren es viele im Elsaß gibt. Es war dies eine selbstverständliche Anerkennung für die Männer, die über zwei Jahrzehnte lang ihre Ehrenzeichen im hintersten Winkel der Schublade hatten verstecken müssen. Weiter galt es, eine ähnliche Ehrenpflicht denjenigen gegenüber zu erfüllen, die schwer beschädigt aus dem vorigen Krieg zurückgekommen waren, ebenso den hinterbliebenen Frauen und Kindern der Kriegsoffer gegenüber. Die zahlenmäßig größte Gruppe bildeten dann die, denen durch die Auszeichnung mit der Parteimitgliedschaft die Bewährung im politischen Neuaufbau bestätigt worden ist.

Zu den Männern im braunen Rock treten die im feldgrauen als deutsche Staatsangehörige. Die ersten unter ihnen sind die rund 2500 elsässischen Freiwilligen des Heeres und der Waffen-SS, junge Mannschaften wie alte Weltkriegsteilnehmer, solche, die sich in führenden Parteistellen bewährt haben, wie Männer aus allen Ständen in Stadt und Land, die im Geiste ihrer Väter zu den Waffen eilten, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß Elsaß und Lothringen im vorigen Krieg verhält-



Zahlreiche junge, gesunde Elsässer meldeten sich freiwillig zur Waffen-SS. Unser Bild zeigt die ärztliche Untersuchung, die der Aufnahme vorausgeht.

Aufn.: Str. N. N. - Amann

Unter d
zeichnet
erster S
Traut a
veransta
Straßbus
Minister
in einer

nismäf
stellt H

Das
Aus ih
zahl
Zahllos

Der Ste
ter, P
wurde v
Wagner
NSDAP
und wid
gabe m
Unsicht
Sein F
der Sch
des Füh
zeigt d
bei ein
einem e

Aufn.:

ger wer-
en durch
en will.
Dies ist
ne hohle
Weißen

Staats-
gen, die
en Ker-
haben.
riegsaus-
Es war
für die
Ehren-
de hat-
ne äh-
u erfül-
n Krieg
erbliebe-
gegen-
bildeten
mit der
litischen

a die im
Die er-
ssischen
y, junge
er, sol-
bewährt
n Stadt
Waffen
ll, daß
verhält-



Unter den Elsässern, die sich in diesem Kriege besonders auszeichneten, darf der Eichenlaubträger Generalmajor Traut an erster Stelle genannt werden. Unser Bild zeigt Generalmajor Traut als Redner bei einer im Rahmen des Kreistages 1942 veranstalteten Großkundgebung auf dem Karl-Roos-Platz in Straßburg am 11. Oktober. Rechts hinter Generalmajor Traut Ministerpräsident Walter Köhler, der bei dieser Kundgebung in einer großangelegten Rede die einmaligen Erfolge des Wirtschaftsaufbaues im Elsaß herausstellte

Aufn.: Str. N. N. - Amann

nismäßig mehr Freiwillige dem deutschen Heer gestellt haben als die anderen deutschen Länder.

Das Elsaß ist immer ein Soldatenland gewesen. Aus ihm sind in früherer Zeit schon eine ganze Anzahl bedeutender Heerführer hervorgegangen. Zahllos sind die Beispiele des Heldentums elsäs-

sischer Feldgrauer, die bis zum bitteren Ende 1918 ihre Soldatenpflicht Schulter an Schulter mit den Kameraden aus den anderen deutschen Gauen getan haben. So wird von einem prächtigen Zugführer erzählt, dessen Batterie in den ganzen vier Kriegsjahren nicht ein Geschütz an den Feind verloren hatte. Als beim Rückzug 1918 doch noch zwei Kanonen in feindliche Hände fielen, trat der „Onkel Doni“, wie seine Kameraden den Zugführer nannten, ohne einen Befehl von oben abzuwarten, mit seinen nur mit Karabiner und Handgranaten ausgerüsteten Leuten zum Gegenstoß an. „Welle mer denn zue gueterletscht noch als Lumpeseckel heimkomme?“, rief er seinen Männern zu und holte auch die beiden Geschütze zurück. Der Träger des Eichenlaubs zum Ritterkreuz, Generalmajor Hans Traut, berichtet während eines kurzen Fronturlaubs in seiner elsässischen Heimat aus seinen persönlichen Erinnerungen von den Zaberner 99ern, wie ein Elsässer in seiner damaligen Kompanie vor Verdun bei einem Spähtruppunternehmen mit anderen Kameraden in französische Gefangenschaft geraten sei. Dieser Mann wurde gezwungen, französischer Soldat zu werden, und zwar Offiziersbursche. Dank seiner französischen Uniform und Sprachkenntnisse gelang es ihm, was er vom ersten Augenblick an vorgehabt hatte, den Franzosen zu entkommen. Und der Zufall wollte es, daß er ausgerechnet bei seinem alten Regiment wieder eintraf, das in der Zwischenzeit in einem ganz anderen Frontabschnitt eingesetzt war. In den „Blättern der Erinnerung aus der Geschichte des 3. Oberelsässischen Infanterie-Regiments Nr. 172“ lesen wir: „... Erhebend war es auch, als die letzten Elsässer uns verließen. In Grevenbroich wurden sie nach Köln verladen. Von dort sollten sie zu Schiff in ihre Heimat gebracht werden. Mancher liebe Kamerad aus dem Elsaß, der nie geweint hatte, drückte sich verstohlen die Tränen weg.“

Der Stellvertretende Gauleiter, Pg. Hermann Röhn, wurde vom Gauleiter Robert Wagner mit dem Aufbau der NSDAP im Elsaß betraut und widmete sich dieser Aufgabe mit der ihm eigenen Umsicht und Zuverlässigkeit. Sein Hauptaugenmerk gilt der Schulung und Erziehung des Führerkorps. Unser Bild zeigt den Stellv. Gauleiter bei einer Führertagung auf einem elsässischen Kreistag.

Aufn.: Str. N. N. - Amann



willig zur
chung, die
l. - Amann



Voller Begeisterung und Hingabe an die Idee marschiert überall im Elsaß die Jugend unter den Fahnen-Adolf Hitlers und ist hier bereits wie überall im Reich der sicherste Garant für die Zukunft

Aufn.: Spehner, Straßburg

Das Elsaß ist seiner großen soldatischen Überlieferung bis heute treu geblieben. Außer dem Eichenlaubträger, Generalmajor Traut, führen vier Elsässer aus den Reihen derjenigen, die nach 1918 ins Reich gegangen sind, deutsche Divisionen an der Ostfront; drei von ihnen hat der Führer mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.

An die durch solche Männer vertretene Überlieferung konnte angeknüpft werden, als im Spätsommer 1942 die Einführung der Wehrpflicht im Elsaß erfolgte. Wieder zieht die Jungmannschaft des Landes zur Musterung, wenn heuer auch ohne den lauten Trubel der Jahre vor 1914. Dies wird mitten in ernster Kriegszeit auch niemand wundernehmen, und doch ist vieles wie ehemals: Mit Musik rücken die jungen Jahrgänge an, geschmückt mit bunten Bändern und Blumen. Und wie früher kehren stolz die zurück, die „gezogen“ worden sind, und still treten die anderen ab, die nicht wehrfähig geschrieben wurden, die „Wurmmäßigen“, wie man hierzulande sagt, die man nicht mehr für voll nimmt, die vor allem die Mädels nicht für voll nehmen. Die wehrhafte Mannschaft aber tritt eines Tages an und tut ihre Pflicht wie einst ihre Väter.

Was aber gewinnen die elsässischen Soldaten? Nicht nur, daß der „Kommis“ ganze Männer aus

ihnen macht, die ins Leben passen, nicht nur, daß sie die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten und daß sie die ersten sind, die einmal zur Führung ihrer Heimat berufen werden, sie gewinnen in dem weltweiten Kampf unserer Tage eine Weitung des Blicks, die denen immer fehlen wird, die in ihrem Krähwinkel befangen bleiben. Das spricht aus vielen, vielen Feldpostbriefen aus dem Osten. Lassen wir als einen der vielen den folgenden sprechen, den ein elsässischer Freiwilliger den „Straßburger Neueste Nachrichten“ geschrieben hat, und in dem es heißt: „Das Gefühl für die Zeit ist uns allen verlorengegangen. Ich glaube aber, mir als Elsässer ganz besonders. Ich kenne mich manchmal selbst nicht mehr. Wenn ich daran denke, wie klein das elsässische Guckloch war, durch das ich noch vor ein paar Monaten in die Welt geschaut habe, dann meine ich, es lägen ebensoviele Jahre dazwischen, als es Monate sind. Nichts als ein unklares Gefühl der Pflicht war es, was mich zur Meldung als Freiwilliger veranlaßt hat. Heute erst begreife ich, wie richtig es war...“

Für Männer wie diesen Freiwilligen hat die Frage „Elsässer oder Reichsdeutscher?“ ihren Sinn verloren. Es gibt da nur noch eine Antwort: Wir Deutsche alle rechts und links des Rheins sind Glieder einer Nation, in deren Hände das Schicksal die Aufgabe gelegt hat, dem alten Europa neuen Sinn und Inhalt zu geben.

Tapfere Herzen tun not

VON LOTTE KARY

*Tapfere Herzen tun not
es ist eine hohe Zeit.*

*Treue und Opfermut halten
uns die Erfüllung bereit.*

*Trage die Schwere des Kampfes
mit heldischem Mut!*

*Wahre die Reinheit des Geistes
germanisches Blut!*

*Höchsten Einsatz bedingt
ein heiliges Ziel.*

*Sieg verleihen die Götter
doch fordern sie viel.*

*Wenn wir in Schlachten gewogen
schwer sind und rein,
geben wir selbst uns das Anrecht
Führer zu sein.*



Der Gauleiter spricht zu seinen Karlsruhern

Nach dem infamen Terrorangriff britischer Bomber in der Nacht vom 2. zum 3. September 1942 auf die Gauhauptstadt Karlsruhe brandmarkte Gauleiter Robert Wagner in einer Trauerkundgebung für die Opfer der britischen Bomben am 6. September in der Karlsruher Festhalle das unmenschliche und unritterliche England. Gleichzeitig aber bezeichnete der Gauleiter die tapfere Haltung der Karlsruher Bevölkerung als einen sicheren Beweis dafür, wie wenig solche Mordanschläge gegen Frauen und Kinder unseren Siegeswillen zu erschüttern vermögen.

Aufn.: „Führer“-Geschwindner-Karlsruhe

Dank an die Heimat

Brief an einen Jugendfreund von Richard Sexau, Ascholding

Ascholding, 18. Juni 1942.

Mein lieber, alter Freund!

Auch Dich hat es also erwischt da draußen? Aber Du bist glimpflich davongekommen, mußt nur noch ein paar Wochen fern der Heimat im Lazarett liegen? Und an die Front darfst Du nicht mehr zurück mit Deinem lahmgeschossenen Bein? Gib Dich zufrieden! Hast ja wirklich ein Übriges getan! Über sechzig alt, seit dem Novemberzusammenbruch 1918 aus der Armee ausgeschieden und trotzdem in diesem Bolschewistenfeldzug seit Jahresfrist schon Führer einer Brigade — das ist aller Ehren wert. Im Elsaß drüben erwarten Dich nicht minder wichtige Aufgaben. Es wird Zeit, daß Du dort wieder nach Deiner Klitsche schaust. Warst ja nur zu Besuch auf der eignen Scholle, seit sie wieder zum Reich gehört. — Sie ist zwar in guter Hand. Weil Dir so viel daran lag, bin ich ja eigens hinübergefahren, als ich jüngst nach dem Westen kam, und habe mich gründlich umgeschaut. — Was Deine Frau leistet, wie sie es versteht, auch mit den Leuten drüben — das macht ihr nicht so leicht eine andre

nach. Doch ist nur allzubegreiflich, wenn Dich trotzdem heimverlangt. Mußt Dich wohl erst im Alltag vom Wandel der Zeiten überzeuget, kannst sonst noch nicht recht daran glauben, daß der Franzosenspuk vorüber ist; siehst Dich wohl immer noch in grauer Morgendämmerung, von Haus und Hof vertrieben, mit Deinem armseligen Handkoffer, der einzig verbliebenen Habe, über die Kehler Brücke wanken. Wer könnte nicht mit Dir fühlen und verstehen, daß Du keine Ruhe mehr hast, ehe Du nicht die Zügel selbst wieder in die Hand nehmen und mit dem großen Aufräumen beginnen darfst.

Aber gedulde Dich nur noch diese kurze Frist! Alles, was man Dir entrissen hatte, ist ja wieder Dein; Dir zurückgegeben in der Stunde unsres Sieges über Frankreich.

Mein Gott — wie mag Dir da zu Mut gewesen sein! Barst doch mir beinahe das Herz vor wildem Jubel; und ich wurzle ja diesseits des Stroms! Aber das Bewußtsein: Straßburg wieder unser und mit ihm all das kerndeutsche Land und Volk ringum — es kam wie ein Rausch über mich. — Wie muß es Dich erst gepackt haben! Nicht um Deines Be-



Die Eröffnung der Reichsausstellung „Deutsche Größe“ in Verbindung mit der Sonderschau „2000 Jahre Kampf am Oberrhein“, am 19. Juni 1942 in Straßburg, wurde zu einem Ereignis, das im ganzen Oberrheingebiet auf größtes Interesse stieß. Auf unserem Bild besichtigt Gauleiter Robert Wagner mit Dienstleiter Hagemeyer vom Amt Rosenberg (rechts) die Ausstellung. *Aufn. v. Str. N. N. - Amann*

sitzes willen; an ihn dachtest Du gewiß zuletzt. Nein — weil wieder zusammengefunden hat, was untrennbar zusammengehört, was nur durch rohe Gewalt und Tücke immer wieder auseinandergerissen wurde...

Verbrecherischer Wahnsinn allein konnte darauf ausgehen, wider alles Naturgesetz die Hälften, die auf beiden Seiten des Rheins sich breiten, zu zerteilen. Der französische Usurpator hat auf die Dauer gewiß keinen Segen davongetragen.

Aus Deinem letzten Brief, mein Lieber, lese ich zwischen den Zeilen Zweifel und die Dir selbst eingestandene Angst, Du könntest der Heimat entfremdet sein, Dich nicht mehr zurechtfinden nach diesen 2 $\frac{1}{2}$ Jahrzehnten des härtesten Lebenskampfes draußen in der Welt, während deren Du ohne jede Verbindung mit dem Oberrhein gewesen warst.

Unnütze Sorge! Mein eignes Erleben liefert Dir den Gegenbeweis. Gewiß — schärfer, unbeirrbarer sieht einer Licht und Schatten, tiefer dringt er in Wesen und Art der Heimat, wenn er geraume Zeit hindurch einen gewissen Abstand von ihr zu wahren gezwungen war und erst gereift an Erfahrung und reich an Vergleichsmöglichkeit heimkehrt. Aber es tut sich darum noch lange keine Kluft auf. Im Gegenteil! Was früher vielleicht unvereinbar erschien, wird jetzt mühelos überbrückt.

Du schüttelst ungläubig den Kopf? — Hör zu! Auch ich bin ja, seit ich 1901 den Oberrhein verlassen habe, weit herungekommen; gerade eben noch, ehe der Weltkrieg ausbrach, habe ich mich

auf eigenem Grund und Boden angesiedelt, in einem abgelegenen Teil des Isartals, und auf einem uralten Ansitz, versteckt hinter hundertjährigen Baumbeständen und angelehnt an Waldhänge und Hochmoore, eine zweite Heimat gefunden, angesichts der Alpen, deren stolze Kette vom Allgäu her über Zugspitze, Wettersteinblock, Karwendel, Benediktenwand bis zu den Tegernseern hin meinem Blick frei liegt. Hier, in dem kargeren Boden, dem nur härtere Arbeit Früchte abringt, der recht eigentlich allein im Wald die Opfer an Schweiß lohnt, da habe ich tiefer und tiefer Wurzeln geschlagen. Ernst und Großzügigkeit des oberbayerischen Hochlands halten mich fest, seine Champagnerluft und die den Körper ansponnende Frische, ja Härte dieses Klimas, das jedem Erschlaffen wehrt.

Also ein gerüttelt Maß habe ich gleich Dir genossen von dem unermeßlichen Reichtum an Herrlichkeit und Wundern, wie sie unser Erdteil zwischen dem Nordkap und Palermo oder Gibraltar birgt, habe den Reiz verkostet des Mittelmeeres, der afrikanischen Küstenländer, den Zauber Madeiras und Tenerifas, heißhungrig nach Schönheit und starken Eindrücken, offenen Auges und aufnahmebereit.

Manchesmal stand ich gebannt, ja überwältigt, wenn etwa unter zerrissenem Gewölk, das die Mitternachtssonne in Brand setzte, aus dem rötlich leuchtenden Meeresspiegel die felsigen Bergmassen der Lofoten auftauchten oder mein Fuß inmitten frischen Buchengrüns auf einen Gletscher trat, der seine breite Eiszunge in den wilden norwegischen Fjord hinabtauchte. Märchenträume schienen lebendig geworden, wenn im Dom von Sevilla zu Hochamt und Fakeltanz von Pagen die auf die Knie zwingende Vox Humana eines Wunderwerks von Orgel erklang, wenn man durch die mondschein-erhellte Pracht der Alhambra dem Löwenhof zuschritt, Granada zu Füßen, von Hügel zu Hügel durch die Nacht leuchtend wie ein Rubinengeschmeide. Sonnenuntergänge hinter dem rauchenden Stromboli, Ritte durch die Wüste, der Blick vom Bardopalast des tunesischen Beys auf die von weißer Blüte überschwemmte, selbst blütenweiße Stadt mit ihren Flachdächern, Minarets und Türmen, das damals noch rein türkische Tripolis mit seinen Kastellen am Meer und seiner Seeräuberromantik, die mächtige Ozeanbrandung an der wildzerklüfteten Küste der Kanaren — das und vieles, vieles andre noch, es haftet unauslöschlich im schönheitstrunkenen Gedächtnis.

Und doch — wiegt all dies die Seligkeit auf, die uns die Heimat schenkt? Einerlei, ob ich hier auf meiner Waldhöhe stehe und den Blick bis zu den Alpenkämmen schweifen lasse über birkenbestandenes Moor und unermeßliche Weiten goldener Löwenzahnwiesen und das vielarmige Kiesbett der grünschäumenden Isar; oder ob ich, vom Gurren der Wildtauben und Amselschlag umschmeichelt, auf Schwarzwaldhängen durch würzigen Tannenduft wandere, das Auge ergötze an den verschwenderisch üppigen Gefilden des Rheintals und das

in einem
m uralten
Baum-
nd Hoch-
sichts der
her über
Benedik-
nem Blick
dem nur
eigentlich
loht, da
en. Ernst
hochlands
d die den
esses Kli-

Straßburger Münster suche oder vertraute Stätten
drüben in den Vogesen.

Wo gibt es verträumte Waldtäler, von rauschen-
den Forellenbächen durchströmt, wo Bergseen, ge-
bettet in überirdischen Frieden, wo stolze Gehöfte
und malerische Siedlungen, die sich jenen im
Schwarz- oder Wasgenwald vergleichen lassen? Wo
anders überkommt den weltmüden Wanderer ein
beglückenderes Gefühl der Geborgenheit, des Zu-
gehörigseins als an diesen Stätten, da Schritt für
Schritt Erinnerungen auferstehen, da der Boden
gedüngt ist mit Blut und Schweiß der Ahnen-
geschlechter, des Ich und unsrer Nächsten, da die
eigene Seele sich vollkommen eins fühlt mit der von
Landschaft und Volk?

Dir ge-
an Herr-
teil zwi-
Gibraltar
elmeeres,
ber Ma-
Schönheit
und auf-

Jahre, lange Jahre hatte ich um eines beschränk-
ten Personenkreises willen die Heimat gemieden.
Ihr Bild indes verwischte sich keineswegs; es lebte
vielmehr fort, irgendwie als Traum, als wehmütiger
Kindheitstraum, von uneingestandener Sehnsucht
getragen.

erwältigt,
die Mit-
tötlich lo-
lassen der
ritten fri-
trat, der
vegischen
en leben-
zu Hoch-
die Knie
erks von
ndschein-
zuschrift,
durch die
ide. Son-
tromboli,
rdopalast
üte über-
mit ihren
s damals
ellen am
mächtige
Küste der
noch, es
nen Ge-

Eines Tages, als Gras gewachsen war über Grä-
ber und Schutthalden, da fand ich den Weg zurück.
Stimmen waren zu mir gedrungen, die verrieten,
daß man am Oberrhein meinem Werken Teil-
nahme und Verständnis entgegenbrachte. Behut-
sam streckte ich meine Fühler aus. Bei einer ersten
Fahrt sah ich mich warm aufgenommen und ein-
geladen, einmal Dolmetsch zu sein dessen, was ich
schuf. Häufiger kehrte ich wieder. Und schließlich
zog ich von Stadt zu Stadt durch Baden und das
Elsaß, überall aus eignem Werk lesend. Der Bann
war gebrochen, und immer aufs neue kam ich west-
wärts; zuletzt im letzten Frühjahr.

als ich da bei Morgendämmerung Ascholding ver-
ließ, deckte meinen Weiher noch Eis. Schneewälle
umgaben noch die ausgeschaukelten Wege meines
Gartens, weiße Berge die Zurahrt zum Haus. Aber
kurz nach Mittag am Rhein — wie gingen mir da
die Augen auf? Da prangten Apfel- und Birnbäume,
Pfirsich- und Aprikosenspaliere im herrlichsten Früh-
lingsschmuck. Ein Meer von Blüten, ein Gewoge von
Duft machten mich schwindeln. Die Wiesen leuch-
teten grün, bestickt mit Primeln und Anemonen.
Auf den Feldern sproß die Saat. Und die Land-
leute gingen ihrem Tagwerk nach. Gesegneter
Landstrich! Als erster keimt dir der Lenz. Als
erster kleidest du dich in einen Rausch zarter Far-
ben, kündest ewige Wiedergeburt, unerschöpflich
neues Werden und bereitest dich auf Ernten vor,
wie sie üppiger keiner andern Gegend unsres Vater-
landes erwachsen.

auf, die
hier auf
s zu den
nbestan-
goldener
sbett der
Gurren
meichelt.
Tannen-
rschwen-
und das

Je länger ich von der alten Heimat getrennt
war, um so eindringlicher sprach sie zu mir.
Schönheiten gewahrte ich, Werte, an denen ich
früher wie blind vorübergegangen war, die wohl
den ständig dort Lebenden oft gar nicht zu Bewußt-
sein gelangen. Je häufiger ich wiederkehre an den
Oberrhein, um so unlösbarer fühle ich mich ihm ver-
bunden.

Auch Dir, lieber Freund, wird es wie mir ergehen;
ja besser noch. Denn Du wirst restlos aufgehen
können im angestammten Boden.

Wer beides zu gleicher Zeit besitzen könnte: die
Heimat der Kindheit und ersten Jugend, die Heimat
des Geschlechts, dessen Mannesstamm sich durch die
Jahrhunderte in der Ortenau und dem Breisgau
verfolgen läßt — und jene Heimat, in deren Grund
ich verletzte Wurzeln habe senken dürfen, mit ihm
nunmehr verwachsen.

Im Geiste gehöre ich hier- wie dorthin.

Das schicksalhafte Getrenntsein, die nur zeitwei-
lige Wiederkehr an den Oberrhein machen mich
aber nicht nur aufgeschlossener für seine Pracht,
für all die unerschöpflichen Gnaden, die so ver-
schwenderisch über ihn ausgegossen sind — auch die
seltene Vorzugsstellung kommt mir so recht zu Be-
wußtsein, die er nicht zuletzt dank außergewöhn-
licher Leistung seiner Bevölkerung und der führen-
den Männer errungen hat.

Wie kaum eine andre Landschaft ist der Ober-
rhein Spiegel des Reiches. Anderwärts kristallisiert
alles um einen Kern.

Am Oberrhein steht gleichberechtigt, mit ver-
teilten Rollen gewissermaßen, mehr als ein Halb-
dutzend von Städten, verschiedenen Aufgaben zu-
gewandt, ebenbürtig nebeneinander.



Anlässlich des Kreistages wurde in Straßburg die Ausstellung
„Das Sowjetparadies“ eröffnet, mit der den Straßburgern wie
vorher den Mülhausern ein anschauliches Bild von der Welt der
Sowjets gezeigt wurde. Der Ehrenhof, den unser Bild zeigt,
vereinigte Deutschland mit den im Kampf gegen die Sowjets
verbündeten Völkern. *Aufn.: Str. N. N. - Amann*



Das eiserne Band, das Front und Heimat seit Kriegsbeginn miteinander verbindet, bestand seine glänzende Bewährung in der Wollschensammlung für die Front, zu der der Führer durch Reichsminister Dr. Goebbels das ganze deutsche Volk aufrufen ließ und die von der Partei mit gewohnter Umsicht und Einsatzbereitschaft durchgeführt wurde. Auch am Oberrhein fand dieser Aufruf einen begeisterten Widerhall, so daß die Opferbereitschaft und Gebefreudigkeit auch hier jede Erwartung bei weitem übertraf. *Aufn.: Str. N. N. - Decker*

Die Geisteswissenschaften geben in Heidelberg, Freiburg und Straßburg den Ton an. Bildende und angewandte Kunst, Theater und Musik werden vornehmlich in Karlsruhe gepflegt. Doch treten mit der ehemaligen Residenz die übrigen Städte des Gaus in zielbewußten Wettbewerb. Straßburg vor allem greift ehrgeizig und immer ehrgeiziger nach dem Lorbeer. Den technischen Wissenschaften dient die Hochschule der Gauhauptstadt. Diese wie Mannheim haben ihre Lage am Rhein zu nutzen verstanden. Die in sämtlichen größeren Städten stetig wachsende Industrie gibt vor allem Mülhausen ihr Gepräge.

Kurzum: Überall verteilt und nicht beschränkt auf eine Stelle, die alles an sich saugt, vollzieht sich der Daseins- und Schaffensvorgang — wie gesagt ein Gleichnis vom Reich, das ja auch dahin trachtet, alle seine Glieder mit höchstem Eigenleben zu erfüllen.

Ein Netz gleichsam, mit feinen Fäden über das gesamte Gebiet ausgespannt, stellt unter den am Oberrhein Lebenden und zu ihm Gehörigen eine organische Verbindung her. Man kann getrost von einer gedrängten Geistigkeit sprechen, die keineswegs allein auf die drei Universitäten und die technische Hochschule beschränkt ist. Viele Kräfte sind unabhängig voneinander am Werk.

Wie wohl in keinem andern deutschen Gau wird hier der Geschichte der Heimat nachgegangen, auf allen erdenklichen Lebensgebieten; werden Brücken geschlagen von Gegenwart zu Vergangenheit und Zukunft, wird die Entwicklung der Landschaft, ihres Stammes, ihrer Sippen und der bedeutungsvolleren Einzelnen aufgezeigt, wird gefördert, was lebenswert und fruchtbar ist. Wesenhaftem Werk wird der Weg bereitet wie jenem, der ehrlich und mit äußerstem Einsatz um Hohes ringt.

Welche seltene Ausnahmestellung in dieser Hinsicht der Oberrhein einnimmt, das eben beurteilt wohl am besten einer, der nicht ständig hier lebt, also nicht in ähnlicher Weise verwöhnt ist. Mit steigendem Staunen wirst Du, lieber Freund, es allgemach wahrnehmen, wenn Du erst wieder daheim bist. In Strichen, wo es karger zugeht, wo Ringende mehr auf sich selbst angewiesen sind, da schärfen sich Blick und Instinkt.

Wie häufig, wenn ich andernorts erzähle, was am Oberrhein geleistet wird, begegne ich fassungsloser Verwunderung. Manches Wort des Neids wird laut auf jene, die oft genug gar nicht ahnen, was für Schoßkinder des Glückes sie sind. Wenn sie ihren Platz an der Sonne einbüßten, dann erst würden sie wohl zur rechten Würdigung gelangen. Denn Liebe und Erkenntnis wachsen mit dem Verlust.

Als selbstverständlich wird vielfach hingenommen, was der Oberrhein an Gnaden und Schätzen so verschwenderisch wie keine andre deutsche Landschaft über seine Bevölkerung austreut.

Alles andre als selbstverständlich ist es aber doch wohl, daß da mehrere Bünde oder Gesellschaften sich um Wesen und Werden des oberrheinischen Raums und seiner Menschen erschöpfend mühen; alles andre als selbstverständlich, daß Zeitschriften, alljährlich erscheinende Almanache, Buchveröffentlichungen, den heimatlichen, aber auch weitergespannten Interessen dienend, einem jeden nahezu ohne Gegenleistung dargeboten, daß immer wieder Reisen, Führungen landaus, landein veranstaltet werden, daß Tagungen Gleichgestimmte zusammenbringen, daß der Schaffende immer wieder Gelegenheit erhält, vor die Öffentlichkeit zu treten, Wert und Wirkung seines Werks am Widerhall einer Hörerschaft abzumessen. Wo wird derlei auch nur annähernd in solchem überwältigenden Ausmaße veranstaltet? Wo sind, beamtet oder an andern Stellen, die ihnen größern Einfluß verleihen, in solcher Zahl wie hier Männer am Werk, mit dieser unvergleichlichen Einsatzfreude und Tatkraft der Heimat und ihren Angehörigen zu dienen? Ehre wem Ehre gebührt! Dankbaren Herzens müssen wir anerkennen, sorgsamer und liebevoller wird keine Landschaft betreut als der Oberrhein, mag auch anderwärts ebenfalls viel Sorgfalt aufgewandt werden. Der Oberrhein bleibt ein Vorbild opferfroher Hingabe an die wesentlichsten Interessen der Allgemeinheit wie unermüdlicher Gipfelstürmer.

Du, lieber Freund, stehst wohl binnen kurzem mitten drin in dieser Bewegung, und Du vermagst sie besonders segensreich auszuwerten, eben auch

auf d
zu des
Du ge
Solc
tere M
wider
In E
Feuer
diese
aber e
sicht,
ten, d
franzö

Nich
Dien
Volks
loren.

Das
in alle
Aber
beschl
sung
der le
die G
marsch
Reislä
Fahne
Reislä
weg c

Man
Fremd
loren.
in das
und se
bei de
damal
weiler

In
einma
Unbes
dem
Hand
den R
Von s
inzwis
Erbtel
Äcker
sofort
hebun
Betrei
Urlau
Wiede

auf dem elsässischen Boden, dem Du entstammst, zu dessen geborenen Sachwaltern und Treuhändern Du gehörst.

Solcher Dienst an der Heimat gibt Euch ja weitere Mittel an die Hand, laue oder anfänglich gar widerstrebende Elemente dem Reich zu gewinnen. In Euch lebt das Verständnis für ihre zwischen zwei Feuern geräderte Seele. Denn auch Euch blieb ja diese Tragik nicht fremd. Aus diesem Verständnis aber erwachsen Hilfsbereitschaft, guter Wille, Nachsicht, Güte und Geduld — kurzum jene Eigenschaften, die unzweifelhafter zum Ziel führen als die französischen Methoden der Gewalt, Landesverwei-

sung und Enteignung. Deren Folgen hast Du ja an eignen Leib erfahren.

In der inneren Verschmelzung des gesamten Elsaß mit dem Oberrhein zu nie mehr lösbarer Einheit — darin gipfelt ja unser heißestes Sehnen. Möge ihm Erfüllung werden!

Leb wohl, lieber Freund, und trage Sorge, daß Du bald mit Hand anlegen kannst an unserm großen gemeinsamen Aufbauwerk.

Mit viel guten Gedanken und Wünschen hangt Dir an

Dein alter Jugendkamerad

Richard Sexau

Verlorenes Heimatland

Schicksal deutscher Reisläufer im 18. Jahrhundert

Von Hermann Jacob

Nicht nur durch das Auswandern, auch durch das Dienen in fremden Armeen gingen dem deutschen Volkskörper im 18. Jahrhundert beste Kräfte verloren.

Das Eintreten in ausländische Militärdienste war in allen deutschen Ländern grundsätzlich verboten. Aber ungeachtet der angedrohten Vermögensbeschlagnahme und der dauernden Landesverweisung liefen aus verschiedenen Gründen immer wieder ledige Burschen und verheiratete Männer über die Grenzen ihrer „engeren“ Heimat, und bald marschierten sie mehr oder weniger freiwillig als Reisläufer oder Söldner hinter einer fremden Fahne. Die Grenzlage brachte es mit sich, daß die Reisläufer aus den westlichen Gauen fast durchweg den Weg in die französische Armee fanden.

Manche dieser Reisläufer siedelten später in der Fremde und gingen so der deutschen Heimat verloren. Viele aber trieb das Heimweh wieder zurück in das Land ihrer Väter. Da konnten dann bittere und schmerzliche Erfahrungen nicht ausbleiben wie bei dem Pfälzer Joseph Schlegel von Hainfeld, im damaligen Bischöflich Speyrischen Oberamt Kirweiler.

In seinem 17. Lebensjahr führte diesen der Weg einmal in das benachbarte Landau. In jugendlicher Unbesonnenheit ließ er sich hier dazu verleiten, bei dem königlich französischen Regiment Schwed Handgeld zu nehmen. Fünf Jahre diente er dann in den Reihen dieses französischen Fremdenregiments. Von seiner angestammten Landesbehörde wurde inzwischen die Beschlagnahme seines elterlichen Erbteils verfügt; es handelte sich um Weinberge, Äcker und Wiesen im Werte von 600 Gulden. Die sofortige Bemühung der besorgten Eltern um Aufhebung der Konfiskation war ohne Erfolg. Auf ihr Betreiben erhielt der Sohn von Valenciennes aus Urlaub in die Pfälzer Heimat. Sein Bittgesuch um Wiederaufnahme als Untertan wurde von der Re-

gierung abgelehnt, obwohl er persönlich in Bruchsal vorstellig wurde und sich sogar erbieten hatte, nun unter dem Bischöflich Speyrischen Militär dienen zu wollen. Seine Bischöflichen Gnaden aber blieben unerbittlich. Zwar wollte man den Bittsteller nicht als lästigen Bettler aus dem Lande jagen; man gestattete ihm gnädigst, sich bei seinen Eltern aufzuhalten, solange sie lebten. Das zu erwartende elterliche Vermögen aber blieb beschlagnahmt.

Auf einen Wink der wohlmeinenden Beamten seines Heimatkreises trat Schlegel am 1. Februar 1786 in Karlsruhe in badische Militärdienste, um im Falle des Ablebens seiner betagten Eltern nicht zu weit entfernt zu sein. Der Gardereiter Schlegel, damals 24 Jahre alt, war ein stattlicher und braver Soldat. Der Kommandant des Markgräflich Badischen Garde du Corps, Oberst von Weiß, stellte ihm ein gutes Zeugnis aus. Auf dessen Befürwortung hin ließ sich Markgraf Karl Friedrich von Baden dazu herbei, dem Gardereiter Schlegel unterm 10. April 1788 ein „Vorschreiben“ für den Fürstbischof von Speyer auszustellen. Hoffnungsvoll wanderte Schlegel nun zum zweitenmal nach der Residenz Bruchsal, um das fürstliche Schreiben persönlich abzugeben.

Unterm 21. April des gleichen Jahres erteilte Fürstbischof August von Limburg-Stirum wiederum einen abschlägigen Bescheid aus Gründen der Staatsraison. Er versicherte zwar dem badischen Markgrafen seine Bereitwilligkeit, „bei jeder Gelegenheit in allen und immer tunlichen Fällen, Euer Liebden unsere freundnachbarliche Ergebenheit zu bestätigen“. Einer Pardonierung des ungehorsamen Untertanen aber stünden die mehr als 100 Jahre bestehenden Verordnungen entgegen. Eine anfängliche Nachgiebigkeit seiner Regierung habe schon mehr Untertanen verleitet, ohne Genehmigung in fremde Kriegsdienste zu treten. Auch in Baden und in allen andern Ländern seien ja

MANN AM STROM

VON HERMANN BURTE

Es steht ein Mann am Strom und sinnt,
Dem Wasser wie benommen,
Ob nicht einmal das Leid verrinnt
Und kommt das Glück geschwommen.

Da ruft ein Lachs, ein Bräutigam,	Glück hab ich, wenn der Sprung gelingt,
Im Sprung der Liebeswander:	Leid, fassen mich die Netze!
„Geh heim, denn Glück und Leiden	Das sind und bleiben unbedingt
Von jeher durcheinander! [Schwamm	Für Fisch und Mann Gesetze!

Wenn beides nicht mehr eng zu zweit
Im wilden Wasser triebe,
So wäre hin die Seligkeit
Des Lebens: Krieg und Liebe! —

ähnliche Verordnungen wider das Reislaufen in Kraft. An dem konfiszirten Vermögen wolle sich seine Regierung nicht bereichern, es werde zum Besten der Witwen und Waisen und anderer milden Landesstiftungen verwendet. Mit Leichtsinne und Unkenntnis könne sich Schlegel nicht entschuldigen, da ihm die jährliche Veröffentlichung der betreffenden Verordnung bekannt gewesen sein müsse. Vermögen und Bürgerrecht seien ein für allemal verloren.

Hart war auch das Schicksal des Badeners Johannes Huck von Callenbach. Im Jahre 1776 war dieser in französische Dienste unter „Castellan“ getreten. Nach Beendigung der achtjährigen Dienstzeit kam er Ende Oktober 1784 in die Heimat zurück. In der Garnison Rastatt erklärte er sich bereit, nun seinem Landesherrn zu dienen, entweder beim Leibregiment in Karlsruhe oder beim Füsiliersbataillon in Rastatt. Der Amtsvorstand zu Steinbach, ein engherziger Bürokrat, aber botete ihn aus; er solle wieder dahin gehen, wo er herkomme. Verbittert verließ Huck die Heimat mit dem Schwur: Nun will ich gehen und immer und ewig nicht mehr kommen, weil ich in meinem Vaterland

nicht mehr geduldet werde! Als vom Bataillon Rastatt ein Leutnant erschien, um den Rekruten abzuholen, konnte ihm die weinende Mutter nur sagen, daß ihr Sohn schon am 3. November nach Frankreich zu seinem Regiment zurückgekehrt sei, wo er vermutlich wieder frisch kapitulieren werde.

Die Schicksale des Pfälzers Joseph Schlegel und des Badeners Johannes Huck sind nur zwei unter vielen. Die Akten der deutschen Archive enthalten Tausende solcher Fälle. Aus amtlichen Nachrichten- und Anzeigebüchern kennen wir aus dem Oberrheingebiet die Namen von Tausenden deutscher Männer, die im 18. Jahrhundert in englischen, französischen, spanischen, sardinischen, österreichischen, preussischen und russischen Militärdiensten standen und nach Jahrzehnten von den Heimatbehörden erfolglos zur Entgegennahme ihres elterlichen Vermögens aufgerufen wurden. Die Erben blieben verschollen, die Fremde hatte sie verschlungen. Alle, die aus dem Ausland den Weg in die alte Heimat nicht mehr fanden, waren der deutschen Volksgemeinschaft für immer verloren. „Verlorene Heimat“ steht im 18. Jahrhundert über dem Leben und Ende vieler tapferer deutscher Männer.